einer zeigen, daß die theoretischen Behauptungen wirksam erhärten wird Sie sehen hier ein Glas mit reinem Wasser, in das ich diesen lebenden Regenwurm setze und 5 Minuten darin belasse. Sehen Sie auf die Uhr! Sie überzeugen sich, daß der Wurm in dem ungewohnten Element zuerst ein wenig erschrickt, nun aber schon sich ganz behaglich darin ausstreckt. Die 5 Minuten sind um, ich nehme das Tier heraus. Es bewegt sich lebendig und vergnügt wie vorher! Dasselbe Glas fülle ich jetzt jedoch mit irgendeinem beliebigen Schnaps und werfe den Wurm hinein. Sie sehen, er windet und zerrt sich entsetzt hin und her. Er ist jetzt schon tot, wie Sie sich überzeugen wollen. Ich habe hiermit einen unumstößlichen Beweis dafür erbracht daß Alkohol, in irgendwelcher Form genossen tödlich auf jeden lebenden Organismus wirken muß! Hat noch jemand etwas hierzu zu bemerken? Ein alter Bauer erhebt sich unter den Zuhörern. „Können Sie mir sagen, was für ein Schnaps das eben gewesen ist?“ — „Nun, ich habe doch betont: irgendwelcher! Ich kann ebenso gut Claret, wie Wisky oder Gin nehmen!“ — „Wollen Sie mir nicht sagen, was für ein Schnaps das eben gewesen ist?“ — „Damned, Mann, versteht Ihr mich denn nicht? Es ist völlig gleichgültig, welchen man zu diesem Experiment nimmt. Weshalb wollt Ihr es denn so unbedingt wissen?“ — „Nun, ich leide eben an — Würmern!“

Ein reicher Pagendank

Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Eine umfassende kulturgeschichtliche Darstellung des Pagenwesens an den fürstlichen Höfen durch die Jahrhunderte hindurch ist noch nicht geschrieben. Sie würde nicht nur von großem Reiz, auch für die weitesten Kreise, sein, sondern sogar tiefe Einblicke und weite Ausblicke nach sehr vielen Seiten hin eröffnen. In Ermangelung einer solchen Gesamtdarstellung muß man sich vorläufig mit dem Sammeln von Pagenanekdoten begnügen, deren es eine reiche Fülle gibt. Einen besonderen Abschnitt müßte eine derartige Gesamtdarstellung des Pagenwesens dem sogenannten „Pagendank“ widmen, bei dessen Darstellung gerade der Anekdote wieder eine gesteigerte Bedeutung zukommt. „Pagendank“ ist dasjenige was die betreffende Fürstlichkeit einem Pagen als Gunstbezeugung zugewendet hat. Von der Taschenfüllung mit Leckereien, Früchten usw., von der fürstlichen Tafel durch die betreffende Fürstin, dann von der goldenen Taschenuhr mit deren Namenszuge, weiter von dem Ehrendegen als Geschenk des betreffenden fürstlichen Herrn, hat sich der „Pagendank“ auf allen nur denkbaren Stufen der Gunstbezeugung und der Freigiebigkeit bewegt, die fürstliche Laune nur ersinnen konnte. Manchmal ging der „Pagendank“ nicht auf Kosten der betreffenden Fürstlichkeit selbst, sondern auf Kosten dritter!

Ein ganz eigenartiges Beispiel für einen „Pagendank“ der letztbezeichneten Art, noch dazu einen ungewöhnlich reichen, bietet ein niederländischer Edelknabe, des Namens: Jonkheer Adriaan Leonard van Heteren-Grevers, (1794-1866), Sohn des J. Mr. D. C. Gevers Herrn auf Endegeest, Kethel und Spaland. Diesen noch nicht siebzehnjährigen jungen Mann, der vorher in Diensten des Königs Louis (Bonaparte) von Holland gestanden hatte, ersah Napoleon 1., anläßlich der Geburt des so heiß ersehnten Sohnes, des „Königs von Rom“, des unglücklichen, später sogenannten „Herzogs von Reichstatt“, nun dem Senat, der gesetzgebenden Körperschaft (Corps legislatif) dem Staatsrate sowie endlich der Stadt Paris, d. i. im Rathause, die glückliche Geburt des Thronerben anzuzeigen. Er erhielt als „Pagendank“ vom Senat: einen Degen, von der Gesetzgebenden Körperschaft: ein paar kostbare Pistolen; vom Staatsrat: ein wertvolles Schmuckstück. Im Rathause aber übergab man ihm eine Urkunde der Verwaltung der Stadt Paris, die ihm eine lebenslängliche Rente von jährlich zehntausend Franken verschrieb.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest: eine lebenslängliche Jahresrente von zehntausend Franken für den unschwierigen Dienst, in Gala-Hofuniform in einem kaiserlichen Hofwagen bei dem Französischen Senate der Gesetzgebenden Körperschaft, dem Staatsrate und der Stadtverwaltung vorzufahren und jeweils vor den versammelten Körperschaften in einem eingelernten Sprüchlein die Geburt des Thronerben zu vermelden! Es wird nur einigermaßen verständlich, wenn man annimmt, daß Napoleon 1., von diesem beabsichtigten Loyalitätsbeweise der Pariser Stadtverwaltung vorher in Kenntnis gesetzt, den jungen Mann zu dem Zweck unter Vielen ausgesucht hat, daß gerade er diese „Versorgungsrente“ erhalten sollte, und daß dieser sich einer solchen durch andere Dienste besonders würdig gemacht hatte. — „Monsieur d'Endegeest“, wie er, nach dem oben erwähnten Besitze seines Vaters in Frankreich meistens genannt wurde, hat diese „Versorgungsrente“ zunächst bis zur Thronbesteigung Ludwigs 18. bezogen. 1838 (unter König Ludwig Philipp) wurde sie ihm erneuert und von da ab scheint er sie bis zum Tode (1866) bezogen zu haben.

Meknes ein marokkanisches Versailles

Blättermeldungen aus Marokko zufolge kamen kürzlich beim Einsturz eines Teiles der alten Befestigungen von Meknes elf Personen ums Leben. Der traurige Vorfall lenkt die Aufmerksamkeit auf das „marokkanische Versailles“, wie man den Ort auch genannt hat.

Er verdankt seine Entstehung den Launen des grausamen Sultans Muley Ismail, eines Zeitgenossen Ludwigs 14., den er auch in jeder Beziehung nachzuahmen suchte. Er betrachtete sich als durchaus gleichberechtigt mit dem „Sonnenkönig“ und dokumentierte diese Ansicht durch die Forderung, Ludwig möge ihm eine seiner Töchter zur Vervollständigung seines Harems überlassen. Muley Ismail regierte Marokko mit eiserner Faust, sein Name wird noch heute nur mit Grauen genannt. Das Volk zitterte vor ihm, besonders wenn es den Herrscher in gelben Gewändern erblickte. Diese Farbe war ein sicherer Beweis dafür, daß ihr Träger schlecht gelaunt war, und man konnte für den Tag mit blutigen Ereignissen rechnen. Erschien der Sultan dagegen in Weiß, so atmete alles erleichtert auf. Seine Gewandtheit und Grausamkeit pflegte er dadurch zu beweisen, daß er mit einem Satz in den Sattel sprang, dabei sein Schwert zog und noch im Sprunge dem Sklaven, der ihm den Steigbügel hielt, den Kopf abhieb. — Die von Muley Ismail angelegten Mauern um die Stadt und die ausgedehnten Gärten sollen über vierzig Kilometer lang sein. An Stelle der blühenden Parkanlagen befinden sich heute nur noch öde Felder und verlassene Olivenhaine. Keine Stadt Marokkos ruft die Erinnerung an Muley Ismail so in Erinnerung wie Meknassa Er Zitun, „Meknes unter den Oliven“. Tausende von Christensklaven waren jahrelang mit der Errichtung der prächtigen Paläste und mit der Anlage der wundervollen Gärten beschäftigt. Dem Sultan konnte es dabei nie schnell genug gehen; so kam es oft vor, daß die Baustoffe fehlten. Dann ließ er die Ruinen der alten Städte aus der Römerzeit, Volubilis und Tocolosida, abtragen. Nicht selten wurden auch eben erst vollendete Bauten wieder abgerissen, damit ein neuer Gedanke des Despoten unverzüglich ausgeführt werden konnte. Die riesigen Mauern stehen heute noch als Erinnerung an jene Zeit. Trotz ihrer Baufälligkeit, die das Leben der in ihnen hausenden Menschen bedroht, bilden die endlosen Linien verwitternden Mauerwerks, die in Trümmer zerfallenden Paläste und die verlassenen Gärten einen das Auge des Künstlers stets von neuem entzückenden Anblick.

Von wilden Büffeln gejagt

In Assam und anderen Bezirken am Fuße der Himalaya-Kette haben die Besitzer von Büffelherden die Gewohnheit, die Tiere für die heißen Sommermonate unter der Obhut nepalesischer „gwalas“ (Hirten) in den Bergen auf die Weide zu schicken. In Trupps von 200 bis 300 Stück führen die Büffel ein freies Leben. Häufig kommen sie mit wilden Artgenossen zusammen und verwildern selbst fast völlig. Sie sind für den Menschen dann außerordentlich gefährlich, da sie jeden Fremden angreifen, auch ohne gereizt zu sein. Mit einer solchen Herde hatte vor einiger Zeit Oberst H. Gidney von der britischen Armee in Indien ein aufregendes Erlebnis, das ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Gidney kehrte von einer Urlaubsreise nach seinem Standort Kohima im Bezirk Nagga-Hills zurück; die hundert Kilometer von der letzten Eisenbahnstation hatte er zu Pferde zurückzulegen. Er war früh morgens von einem Rasthause aufgebrochen und ritt wohlgemut bergan. Als er aber um eine Krümmung der Straße bog, gerann ihm plötzlich vor Schreck das Blut in den Adern. Zweihundert Meter entfernt kam ihm von oben eine große Büffelherde entgegen. Die Tiere hatten kaum den Reiter erblickt, der unwillkürlich sein Pferd angehalten hatte, als sie auch schon zum Angriff übergingen und in Galopp fielen. Gidney's Pferd, ein kaum zugerittener Buthia-Pony, hatte instinktiv die Gefahr erkannt. Ein Ausweichen rechts oder links war auf der Bergstraße nicht möglich. So machte der Gaul kurz kehrt und raste die Straße hinab. Es war ein wilder Ritt. Der Oberst mußte seine ganze Reitkunst aufbieten, um sich auf dem fremden Pferde und bei der sich in scharfen Kehren bergab ziehenden Straße im Sattel zu halten. Aber Zeit war nicht zu verlieren, denn wenn die wütenden Verfolger ihn einholten, war es um Beide geschehen. So ging das Rennen über mehrere Kilometer. Die Büffel gewannen zunächst entschieden an Boden und kamen immer näher. Kaum fünfzig Meter hinter sich hörte Gidney bereits das dumpfe Geräusch der Verfolger. Glücklicherweise wurde die Straße dann weniger steil, wodurch der Pony sicherer wurde und besser ausgreifen konnte. In der Ferne tauchte auch das Rasthaus mit seiner starken Umzäunung auf. Wenn es Gidney gelang, dieses vor den Büffeln zu erreichen, konnte er sich als gerettet betrachten. Das Glück war ihm hold. Dicht vor dem Tor parierte er sein Pferd, und beide gewannen die rettende Umzäunung. Unmittelbar schob sich eine schwarze wilde Masse am Eingang vorbei. Die Büffel zu fünf bis sechs in einer Reihe, einen dichtgedrängten Haufen bildend, konnten in ihrem rasenden Laufe nicht so schnell einhalten, zumal die ersten Reihen durch den Druck der folgenden vorwärts getrieben wurden. So stürzten sie in wildem Laufe weiter die Straße hinab, obwohl ihr Opfer ihnen längst entgangen war. — Gidney, übrigens in Indien ein bekannter Rennreiter, erklärte später, nie in seinem Leben ein so interessantes und aufregendes „Rennen“ geritten zu haben.

Eigenartige Sitten der Massa in Zentralafrika

„Das Eden des Kongo“ nennt der französische Schriftsteller André Gide die Wohnsitze des mittelafrikanischen Stammes der Massa, die er im letzten Sommer zusammen mit dem bekannten Reisenden Marc Allegret besuchte. In einer Gegend findet sich ein eßbarer Ton, aus dem die Eingeborenen ihre Töpfe und Teller anfertigen. Die schwarzen Hausfrauen brauchen daher beim Zerbrechen von Geschirr nicht betrübt zu sein. Die Scherben werden einfach gegessen, und neues Geschirr ist leicht hergestellt — Der Bubikopf hat sich bei den Massadamen noch nicht durchsetzen können; vielmehr legen diese größeren Wert auf einen recht dichten und umfangreichen Kopfschmuck. Daher kommt es, daß der Mann seiner Angebeteten keine größere Freude machen kann als durch das Geschenk eines möglichst großen Büschels Haare, den die schwarze Schöne dann unter ihr eigenes Haar legt, um so eine größere Dichte und Stärke desselben vorzutäuschen. — Die Massa wohnen in Hütten aus Lehm mit einem Eingangsloch, gerade groß genug, daß ein Mensch hindurch kriechen kann. Bei den Vornehmeren wird diese „Tür“ durch einen Rolladen aus Schilf oder Rohr verschlossen. Die Kleidungsfrage ist bei diesem Stamm auf einfache Weise gelöst, vor allem seitens der Frauen. Diese tragen — gar nichts, während der männliche Teil des Stammes einen Schurz aus Ziegenfell anlegt. Bei dem Nachbarstamm der Maundaung tragen wenigstens die Häuptlingstöchter einen perlengestickten kleinen Schurz. Die Stutzer stolzieren hier mit Perlenhalsband und Armbändern einher, ein gewaltiger Spazierstock vervollständigt die ebenso einfache wie gewiß bequeme Tracht. Die Maundaung feiern die Vollendung der Ernte mit einem eigenartigen Tanz. Dabei erscheinen die Zauberer des Stammes in grotesken Kostümen aus Schilf und Gras, die mit Pelikanfedern und Stacheln des Stachelschweines verziert sind. Den Frauen ist die Anwesenheit bei dieser Festlichkeit streng untersagt. — Noch durch eine andere Gewohnheit zeichnet sich dieses schwarze Völkchen vor den übrigen afrikanischen Stämmen aus. Die Männer beschäftigen sich mit dem Großziehen und der Pflege der Kinder ebenso gut wie die Frauen. Man kann häufig einen schwarzen Familienvater mit einem oder gar zweien seiner Sprößlinge auf dem Arm beobachten.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 7 — Mittwoch, 15. Februar — 1928

Vorstellung der Germanen vom Leben nach dem Tode

Wenn man vor einem altgermanischen Gräberfelde steht, deren ja unsere Zeit so viele bloßgelegt hat, so staunt man über die Ordnung, die in diesen altheidnischen Begräbnisstätten herrscht. Sie zeugt von der Verehrung die unsere Vorfahren den Toten gegenüber an den Tag gelegt haben. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit kam man den überlieferten Forderungen nach, wenn ein Toter dem Erdboden übergeben wurde. Endete doch der Tod das seelische Leben nach dem Glauben unserer Altvordern keineswegs, er trennte nur die Seele vom Leibe. Jene aber lebt fort, bald im Winde als unsichtbarer Hauch, bald im Nebel und in Flüssen und in Bergen, sie besuchte zuweilen ihren toten Körper, oder zeigte sich bald in Tier-, bald in veränderter Menschengestalt. Das ist eine eigentümliche und schöne Poesie, die sich an diesen alten Glauben vom Fortleben der Seele bei unseren Vorfahren geknüpft hat. Und dieser Glaube ist uralt. Jahrtausende sind seitdem vergangen, aber noch heute lebt dieser Glaube in der Brust von Millionen. Wohl ist er nicht ausschließlich germanisch, denn er findet sich fast bei allen Natur- und vielen Kulturvölkern, aber die Form, in der er bei unserem Volke zum Ausdruck kommt, offenbart die deutsche Volksseele den germanischen Volkscharakter.

Man ist lange in dem Wahne gewesen, daß unsere Vorfahren nur einen Glauben vom Fortleben der Seele in Walhalla gehabt hätten, und daß dem Toten deshalb die Waffen mit ins Grab gelegt worden wären. Allein dieser Glaube von dem Kriegsparadies ist nur eine in dem germanischen Norden ausgebildete poetische Form der allgemeinen Ueberzeugung, daß der Mensch sein Leben nach dem Tode fortsetze. Man findet bei den verschiedenen Geschlechtern in den verschiedenen Zeiten und Gegenden die verschiedensten Gegenstände in den Gräbern: Die Frau bedarf ihres Schmuckes, sie benötigt die Nadel und die Spindel, und so gab man diese Gegenstände der Toten mit ins Grab. Ganz ähnlich bei den Männern. In kriegerischen Zeiten durften Speer, Schild und Schwert nicht fehlen. Auch das Roß, der Haushund, der Falke begleiten den gestorbenen Herrn ins Jenseits. Daneben fehlten Kamm und Schermesser nicht und der Becher oder das Horn, die bei den zu erwartenden Gelagen nötig waren. Den kriegerischen Zeiten sind friedliche gefolgt, dem Heidentum das Christentum, aber der alte Glaube ist nicht ganz ausgestorben, und noch in unseren Tagen hat man an manchen Orten Kamm, Rasiermesser und Waschzeug oder Gummischuhe und Regenschirm dem Toten mit ins Grab gegeben weil er sie hier noch gebrauchen könne.

Weitere Züge von dem Glauben an das Fortleben der Seele und der Ehrfurcht vor den Toten zeigten sich bei den alten Deutschen in den Leichenschmäusen, der Mitteilung vom Tode des Herrn an die Haustiere, dem Verhängen der Fenster und Spiegel und dem Umstellen sämtlicher Gerätschaften in der Wohnung des Verstorbenen, Bräuche, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Wohl an keinen Vorgang im menschlichen Leben knüpft sich bei den Deutschen noch heute so viel abergläubischer Brauch wie gerade an den Tod. Diesen Brauch können wir in der Geschichte zurückverfolgen bis zu den Anfängen des Christentums. Die alten Konzilien und die alten deutschen Bischöfe eifern bereits dagegen, denn schon damals erkannte die Kirche, daß die Richtung der Deutschen auf das Mystische eng verschwistert ist mit der Neigung zum Aberglauben. Mannigfach sind diese Bräuche, aber ein Grundgedanke durchzieht sie alle: Das von Gemüt und Pietät eingegebene Streben, der abgeschiedenen Seele Ruhe zu bereiten und dadurch selbst Ruhe vor ihr zu haben. Damit sie diese erlange, gibt man ihr mit, was dem Menschen besonders lieb gewesen ist. Man wäscht und rasiert den Körper sorgfältig, damit nicht Gespenster kommen und diese Arbeit verrichten. Wird die Leiche im Sarge fortgetragen, so müssen die Füße vorn sein; wird der Sarg auf die Erde gesetzt, so wird er zuvor dreimal in die Höhe gehoben, sonst hat der Tote keine Ruhe. Auch übermäßiges Weinen und Klagen mag die abgeschiedene Seele nicht, es stört die Ruhe. Wohl findet sich auch dieser Glaube bei vielen Völkern und hat Stoff zu mancherlei Mythen gegeben, aber keine ist so sinnig und gemütvoll wie die Thüringer Sage vom Tränenkrüglein, nach der die irrende Kindesseele zur Mutter kommt, die weinend auf des Kindes Grab sitzt und sie in ihrer kindlichen Weise bittet, von dem Weinen abzulassen, da durch der Mutter Tränen das Tränenkrüglein, das die Kindesseele trage, nur immer schwerer werde.

Der Glaube an das Verweilen der Seele in der Nähe des alten Heims, in der Nähe ihres Körpers ist es aber auch gewesen, in dem die altdeutsche Weissagung und der altdeutsche Zauber ihre Wurzel haben. Der grübelnde Sinn der Deutschen, das Geheimnisvolle, das im Tode und in der Zukunft lag, haben von jeher unser Volk mit besonderer Neigung zu Zauber und Weissagung begabt. Die Seele, die nach ihrem Glauben im Luftraum frei umherschwebte, konnte nicht nur ferne Gegenden schauen und von ihnen künden, sondern sie sah auch das Zukünftige voraus. Fast aller Aberglaube, soweit er heimischen Ursprungs ist, hängt mit der Vorstellung von der freien Seele nach dem Tode aufs engste zusammen.

Daneben haben wir aus alter Zeit untrügliche Zeugnisse, daß man die Zauberer u. Geisterbeschwörer für verworfen hielt, sie haßte und strafte. Die Pietät vor der abgeschiedenen Seele verlangte, daß diese möglichst bald Ruhe erhielt; wer diese Ruhe störte, machte sich eines Verbrechens schuldig, und das taten die Geisterbeschwörer. Nur wer im Leben unrecht gehandelt hat, der wurde nach dem Tode bestraft, wenn seine Frevel während seines Erdenwallens unentdeckt oder ungesühnt geblieben waren. Und diese Strafe bestand darin, daß die Seele solange keine Ruhe fand, als die Frevel unter den Mitmenschen nicht gesühnt waren. Aus diesem Glauben heraus sind die unzähligen Spuksagen entstanden, die wir in allen germanischen Ländern finden.

Als dann das Christentum angenommen und die heidnischen Götter abgeschworen waren, hörte dieser Glaube nicht auf, sondern er wurde nur christlich verändert und verlegt. Auch diejenigen, die gegen die christliche Sittenlehre gehandelt hatten, fanden im Grabe keine Ruhe. Dieser Rechtssinn lebt noch heute in unserem Volke in alter Frische fort und erzeugt in Anlehnung an die alten immer neue Mythen und Sagen. Wer den Grenzstein verrückt, wer einen Meineid geschworen hat, dem Nachbarn heimlich Getreide oder Gras entwendet, wer einem Fremden Obdach versagt, wer sein Gelübde nicht gehalten hat, wer hartherzig gegen seine Mitmenschen gewesen, der Mörder, der der weltlichen Strafe entgangen ist, der Geizige, der Wucherer, alle finden nach allgemeinem Volksglauben nach dem Tode keine Ruhe und zeigen sich bald hier, bald dort.

Die Mölkerbastei in Wien

Von Robert Braun.

Wer an der Stelle des Burgtheaters über den Ring geht, kann sich der Stimmung dieser Alleestraße nie völlig entziehen, die so festlich zwischen Gärten und Kunstbauten angelegt ist. Auch das Fahren der rotweißen Trambahnen und Automobile, die bürgerlich gekleideten Passanten gehören zu diesem Ton von Vornehmheit, der noch aus der Kaiserzeit stammt.

Plötzlich erstaunt man, wenn man durch eine der Seitengassen, die Oppolzergasse, sieht. Denn da grüßt von ihrem Ende ein Stück ganz alten Wiens herüber, wie eine farbige Kulisse malerisch: das Eck der Mölkerbastei mit drei Häusern. Am höchsten ist das rückwärtige, es ragt viele Stockwerke hoch empor und auf sein rötliches Dach und die sonderbaren, ungefügen Schornsteine fällt die Sonne, die beiden vorderen, niedrigen stehen gleichsam unter seinem Schutz. Das liebliche Bild ruft einen an, und so geht man über den Liebenbergplatz zum Basteigärtchen ,wo man über wenige Stufen zum Tor der alten Häuser gelangt.

Im Augenblick begreift man nicht, daß so wenige Schritte genügen, um eine völlig gegenwärtige Welt verschwinden und eine ganz andere auftauchen zu lassen. Die Ringstraße mit ihrer würdigen Vornehmheit ist nun von Sträuchern verdeckt, gerade nur, daß die Giebel der Universität und die Seitentürme des Rathauses darüber ragen und man, doch sehr gedämpft, die Signale der Autos hört.

Man steht auf einem kleinen Platz und zu Füßen von vier ehrwürdig hohen, eng aneinandergebauten Häusern, deren klassische Schmucklosigkeit den Geist hundert Jahre, ins Empire, zurückversetzt. Das gute Bürgertum jener Zeit, Offiziere, Hofräte, Adelige, haben hier gewohnt und noch andere, wodurch die Stätte einen besonderen feierlichen Charakter erhält: Beethoven, von dessen Anwesenheit in den Jahren 1804—1814 eine ins Portal eingelassene Marmortafel kündet und ferner: Ottilie von Goethe mit ihren Söhnen und dem Töchterchen Alma.

Man betrachtet unwillkürlich das Tor unter dem steinernen Wappen, welches die so oft durchschritten haben, die heute gleichsam in überirdische Ferne entrückt sind.

Biegt man ums Eck und in die Schreyvogelgasse ein, so ist man plötzlich den beiden niedrigen Altväterhäuschen nahe, die einem so vertraulich zugerufen haben. Die ganze Bauform und der Girlandenschmuck der Mauer, die sorgsam holzgeschnitzten Türen und das schmiedeeiserne „Auge Gottes“ über dem kleinen Portal haben dies wohltuend Barocke an sich, was einen so leicht verzaubert. Sie vermögen den Geist sogleich aus unserer überlauten Zeit abzuberufen und in die Stille Alt-Wiens hinüberzuführen. Da sieht man sich denn auf der Bastei stehen und weit über das Stadtglacis schauen, über jene grüne, von weißen Wegen durchzogene Rasenfläche, mit ihren Reitern, Wagen und Spaziergängern, die man seit dem vorigen Jahrhundert zur Ringstraße ausgebaut hat. In blauer Ferne liegen die Vorstädte Währing und Döbling am Fuße des Wienerwaldes, die heute durch ein zusammenhängendes Granitpflaster einen Teil jener Riesensteinplatte bilden, die man vom Kahlenberg aus wie etwas heimlich Glühendes am Grund der Hügel gebreitet sieht. Zu jener freundlichen Aussicht, die vor zweihundert Jahren dieser Ort gewährte, gehören auch all die Figuren, die der Dichter Raymund oder der Maler Canaletto uns aufbewahrt haben: der Invalide etwa, der mit grünem Augenschirm vor dem Tor sitzt, die Eier- und Geflügelverkäufer, der Aschenmann, und nicht zuletzt der einfache Bür-

ger selbst, — voll harmloser Herzhaftigkeit. Angesichts des verbogenen Schindeldachs, der winzigen Fenster, der niederen Tür, von denen diese Imagination ausgeht, wird einem plötzlich bange zumut. Denn man fragt sich, ob wohl die heutige friedlose Zerrissenheit und Plumpheit der sonnigen Beschaulichkeit jener Zeit standhalten kann, die in diesem Basteiwinkel erhalten blieb ...

Auf dem Rückweg zum Schottentor gerate ich in eine große Bewegung: eine neue Zeitschrift wird von zwei schreienden Reklamemachern ausgeteilt. Und es fahren unübersehbar Automobile und elektrische Wagen. Von überall ruft es einem zu: „Kümmere dich um nichts als um den Augenblick und dein Vorwärtskommen.“ Und da treibe ich schon mit dem Strom der anderen.

—▫—

Goldgräber, Vogeljäger, Zwerge und Bolschewisten

Zeitbilder aus dem heutigen Neuguinea

von Dr. A. Diez-Langhammer.

Seitdem man im Hinterlande der ehemaligen deutschen Küstenstation Salamoa reiche Goldfelder entdeckt hat, ist das allgemeine Interesse an der außerhalb der großen Schiffahrtswege liegenden Insel Neuguinea im Wachsen begriffen. Leider haben aber die Goldfunde bisher kaum zur Erschließung und Nutzbarmachung, ja kaum zur weiteren Erforschung des Landes geführt. Man kennt die Küste und einen Teil der Flußläufe; Gebiete der ehemaligen deutschen Kolonie Kaiser Wilhelmland, der Ostzipfel der Insel und die im Westen liegende Halbinsel Berau sind kartographisch aufgenommen; man ahnt etwas vom verborgenen Leben der Urwälder, doch der Rest ist der Zivilisation unbekannt, ist unerforschtes Gebiet.

Die Goldsucher beschränken ihre Wanderungen auf den beschwerlichen Weg von Salamoa zu den Goldfeldern am Eadie Creek, 1700 Meter hoch an den Hängen des Mount Lawson. Jetzt soll eine Flugzeuglinie dorthin eingerichtet werden und die Ueberwindung der sonst sechs bis acht Tage währenden Kletterei über Berg und Tal auf eine Stunde Flugdauer und wenige Stunden Anmarsch zur Landungsstelle verkürzen. Aber die Flugzeuge werden nur der Menschen- und Goldbeförderung dienen, während die Erforschung des Landes auch weiterhin vernachlässigt bleiben dürfte.

Das Rennen nach den Goldfeldern hat jetzt etwas nachgelassen, denn das Leben am Eadie Creek ist alles andere als angenehm, außerdem teurer als irgendwo in der Welt. Das Gold ist nicht hochwertig und wird 30 Mark billiger bezahlt als das australische. Die Nachbarschaft gebärdet sich reichlich unruhig, denn die Eingeborenen betrachten das Eindringen der Weißen mit gemischten Gefühlen. Sie sind zwar nicht in der Lage, der Masse von Weißen entgegentreten zu können, aber dem Einzelnen lauern sie auf, und manches bleiche Gerippe wurde schon im Urwald an einem verlassenen Lagerfeuer gefunden. Immerhin sind die Erschlagenen nicht als Pioniere der Zivilisation gefallen, sondern nur als Opfer des Goldfiebers.

Andere Abenteurer durchziehen die unbekannten Gebiete des niederländischen Besitzes. Dort jagen sie nicht dem Gold, sondern den Federn und Bälgen der Paradiesvögel nach. Sind auf diese Art auch keine Reichtümer zu verdienen, so nährt das Geschäft doch seinen Mann, und eine glücklich verlaufene Fahrt bringt dem Jäger ein kleines Vermögen von einigen Tausend Gulden. Doch der Gewinn ist mit monatelangen Strapazen und ständiger Gefahr auch teuer genug erkauft. Die Vogeljäger kennen das Land natürlich besser als alle anderen Weißen, aber sie sind kaum in der Lage, der Wissenschaft durch Karten oder durch Beobachtungen des Lebens der Eingeborenen der Tiere und der Pflanzen zu dienen. Im Gegenteil, ihre Erzählungen von allerlei geheimnisvollen Menschen und Tieren, die der eine oder andere hier und da im Urwald gesehen haben will, erscheinen nur dazu geeignet, falsche Vorstellungen und Erwartungen über dieses Land hervor zu rufen.

Der Vogeljäger führt ein wildes Leben; meistens ist er mit den unentbehrlichen eingeborenen Trägern allein, mancher kehrt nicht an die Küste zurück, und es geht das Gerücht von Vogeljägern, die keinen Ausweg mehr aus dem Urwald fanden und selbst zu Wilden wurden.

So tief diese Vogeljäger aus ins Innere des Landes vordringen, so hat doch noch keiner von ihnen die geheimnisvollen Schneeberge durchquert. Vor nicht langer Zeit versuchten Osmiridiumsucher von der Küste aus längs des Karl-Ludwig-Gebirges die Schneeberge zu erreichen. Sie kamen tiefer ins Land hinein als bisher ein Europäer und stießen auf ein Dorf mit ungemein kleinen Eingeborenen, deren Vorhandensein die immer auftauchenden Gerüchte von Zwergvölkern im Innern der Insel zu bestätigen schien. Kurz darauf mußten die Weißen aber vor anderen Eingeborenen zurückweichen.

Einer der Metallsucher stellte sich die Aufgabe, die Zwerge näher kennen zu lernen, und kehrte mit einer neuen Karawane zurück. Er versuchte wiederholt, das Zwergendorf zu finden, traf aber immer wieder auf den stärksten Widerstand aller Eingeborenen, und seine Träger erzählten ihm, daß die Wilden jedes neuerliche Zusammentreffen mit den Zwergen verhindern würden, weil sie die Pygmäen als Dämonen verehrten und bei Kränkungen durch Fremde ihre Rache befürchteten. So mußte er unverrichteter Dinge zurückkehren und konnte nur über sein erstes kurzes Zusammentreffen mit den Zwergen berichten. Im Pygmäendorf sollen rund fünfhundert Menschen leben, die durchschnittlich eine Höhe von einem Meter erreichen. Es sind ausgeprägte Rundschädel, doch machen sie einen bedeutend intelligenteren Eindruck als die Eingeborenen von Normalgröße, und aus ihrer geistigen Ueberlegenheit läßt sich auch die Verehrung seitens ihrer größeren Landsleute erklären. Eine Furcht vor dem Tode kennen sie trotz der ängstlichen Fürsorge ihrer Beschützer nicht, denn sie glauben, das Ende ihres Lebens bedeute für sie den Anfang eines besseren Daseins weit drüben über den weißen Gipfeln der Schneeberge. Den wenigen Medizinmännern wird die Fähigkeit zugeschrieben, als Strafe für Nachlässigkeiten Seuchen und Unwetter auf die anderen Stämme herabzuzaubern.

Ist mit diesen Angaben der Kenntnis über das Land am Fuß der Schneeberge wenig gedient, so haben doch die verschiedenen Expeditionen das Ergebnis gezeitigt, Gold- und Osmiridiumvorkommen festzustellen, die nun Ströme von Abenteurern ins Land ziehen. Freilich müßte vorher die alle Unternehmungslust hemmende Bestimmung der Kolonialregierung aufgehoben werden, gemäß der alle Edelmetallfundstellen nur zwei Jahre lang vom Entdecker ausgebeutet werden dürfen und dann der Regierung zufallen.

Trotz seiner tropischen Fruchtbarkeit gehört Neuguinea zu den am dünnsten bevölkerten Ländern der Erde, soweit die erforschten Gebiete in Betracht kommen. Anfänge zur Kolonisation sind im holländischen Teil kaum unternommen worden, und die Zahl der Weißen in dem 360 000 Quadratkilometer großen Gebiet dürfte dreihundert nicht überschreiten. Nun ist die Regierung in Batavia zu einer eigenartigen Ansiedelungspolitik übergegangen. Bekanntlich tobte im vorigen Jahr auf Java ein von Moskau genährter Aufstand, der den Holländern viel zu schaffen machte. Dem Beispiel ihrer russischen Lehrmeister folgend, plünderten und mordeten die Empörer alles, was ihnen Widerstand leistete. Schließlich nahmen die Truppen über tausend Bolschewisten gefangen, die nach Kriegsrecht an die Wand zu stellen waren. Man ersparte sich aber das unerquickliche Schauspiel einer Massenerschießung und schaffte die Empörer mit Frauen und Kindern nach Neuguinea. Sie durften ihre bewegliche Habe mitnehmen und wurden 450 Kilometer stromabwärts am Ufer des Diogelflusses ausgesetzt. Von Zeit zu Zeit kommen Nahrungsmitteltransporte den Fluß herauf, bis die Leute sich angesiedelt und Land gerodet haben.

Vielleicht werden diese tausend Räuber und Mörder der Keim der Zivilisation in Neuguinea und verlieren im Laufe der Jahre in ihrer Eigenschaft als Grundbesitzer ihre bolschewistischen Anschauungen; vielleicht aber wird die Kultur, wenn sie nach Jahrzehnten dorthin vorgedrungen ist, nur noch Trümmer einer ausgestorbenen Verbrecherkolonie finden.

—▫—

Der Handstreich auf Harpers Ferry

Die Geschichte vom tapferen John Brown

von Georg Waldau.

Der Tod des letzten „Abolitionisten von Harpers Ferry“, der kürzlich aus Washington gemeldet wurde, weckt die Erinnerung an eine Begebenheit, die, wenn sie auch seiner Zeit als Brigantenstreich geahndet wurde, doch eine erhebliche Bedeutung für die Geschichte der Vereinigten Staaten erlangte.

John Brown, der Führer des Handstreichs auf Harpers Ferry, wurde am 9. Mai 1800 zu Torrington im Staate Connecticut geboren und lebte bis zu seinem vierundfünfzigsten Lebensjahr als unternehmungslustiger Farmer in verschiedenen Teilen der Union. Im Jahre 1854 wohnte er mit seinen sieben Söhnen friedlich auf seiner Farm im südlichen Kansas. Der Einfall einer Räuberbande aus dem benachbarten Staate Missouri brachte ihn um sein Besitztum und raubte ihm einen Sohn. Die Notwehr und der Wunsch nach Vergeltung veranlaßten ihn zu einem blutigen Guerillakrieg gegen die Grenzstrolche in Missouri. Hierbei fand er lebhafte Unterstützung durch die Negersklaven, und er befreite sie überall, wohin er kam. So wurde er zum Vorkämpfer der Sklavenbefreiung, und im Jahre 1858 wählte ihn die Geheimgesellschaft der „Abolitionisten“, deren Ziel die Abschaffung der Sklaverei war, zu ihrem Oberbefehlshaber. Brown plante nun einen entscheidenden Schlag gegen die Sklavenbesitzer in Virginia, und dieser Entschluß veranlaßte sein unglückliches Unternehmen von Harpers Ferry.

Im Sommer 1859 erschien in Sandy Hook am Potomac, einem Orte im Staate Maryland gegenüber von Harpers Ferry, ein Trupp Fremder. Ihr Führer war ein älterer Mann von ehrwürdigem Aussehen, der sich Smith nannte und vorgab, mit seinen Leuten in den nahen Blue Ridgebergen nach Gold zu suchen. Der Trupp hielt sich drei Monate dort auf und machte sich in keiner Weise verdächtig.

In der Nacht zum 16. Oktober 1859 wurde der Eisenbahner, dem die Ueberwachung der Bahnbrücke über den Potomac oblag, von zwanzig Bewaffneten überfallen. Diese zwangen den Mann, ihnen den Zutritt zum Staatsarsenal in Harpers Ferry, das von seinem Vater verwaltet wurde, zu ermöglichen. Die Ablösung des Brückenwärters wurde, als sie den Kollegen nicht fand und nach ihm rief, von zwei Leuten gefangen genommen. Der Mann konnte aber entfliehen und den Vorfall in Harpers Ferry melden. Dort wußte man die Tat nur mit einem gewöhnlichen Banditenüberfall zu erklären und verschob die Untersuchung auf den nächsten Tag.

Als am anderen Morgen die Einwohner von Harpers Ferry erwachten fanden sie den Ort von den angeblichen Goldgräbern besetzt, und eine Anzahl Bürger mußten als Geiseln ins Arsenal wandern. Dort erfuhren sie, daß sie es mit den Abolitionisten zu tun hatten und daß der vermeintliche Smith niemand anders als der Oberbefehlshaber Brown war. Dieser hoffte, daß die Besetzung des Ortes und des Staatsarsenals das Zeichen zu einem allgemeinen Sklavenaufstande in Virginia werden würde; er rechnete außerdem auf Zuzug aus Maryland; deshalb unterließ er auch die Sprengung der Eisenbahnbrücke und gab der Regierung die Möglichkeit, Truppen gegen ihn heranzuziehen.

Allmählich erholten sich die Bewohner von Harpers Ferry von ihrer anfänglichen Bestürzung und bildeten drei Kompagnien zum Sturm auf das Arsenal. Eine kleine Abteilung, die Brown zur Besetzung eines staatlichen Gewehrmagazins, eine halbe Meile vom Arsenal entfernt, abkommandiert hatte, wurde überfallen und in den Fluß getrieben, wo sie restlos umkamen. So stand die aus reinem Idealismus unternommene Aktion Browns von vornherein schlecht.

Im Arsenal führte Brown selbst den Befehl. Die Bewohner von Harpers Ferry unterhielten den ganzen Tag über ein lebhaftes Feuer auf die Belagerten, die inzwischen die Hoffnung auf Unterstützung von außen aufgegeben hatten. Deshalb schickte Brown am Abend zwei Geiseln als Unterhändler vor; die Belagerer erkannten aber ihre Landsleute nicht und erschossen sie.

Kurz darauf traf eine Milizkompagnie ein und stürmte das Arsenal. Brown konnte sich mit seinen Leuten unter Mitnahme einiger Geiseln zu einem nahen Lokomotivschuppen durchschlagen. Von hier aus unterhielt er ein lebhaftes Feuer auf die Miliz, so daß sich diese zurückziehen mußte. Kurz vorher war der Schwiegersohn Browns von den Belagerern gefangen genommen und wurde vor den Augen seiner Kameraden von der wütenden Menge, die nichts von Sklavenbefreiung wissen wollte, gelyncht.

Am Nachmittag des 17. Oktobers waren drei Viertel der Belagerten außer Gefecht gesetzt. Den Einwohnern von Harpers Ferry wäre jetzt ein Sturm auf die vollkommen Erschöpften leicht gewesen, aber die Angst vor Brown steckte den Leuten zu sehr in den Knochen, um gegen ihn vorzugehen.

Inzwischen trafen aus den benachbarten Bezirken Virginias Milizen zur Verstärkung der Belagerer ein, und in der Nacht kam ein ganzes Regiment Marinetruppen unter Führung von Robert E. Lee, dem späteren Oberbefehlshaber der Sklavenstaaten im Bürgerkrieg, zum Sturm auf die wenigen verwundeten Abolitionisten an.

Lee forderte Brown zur Uebergabe auf. Dieser weigerte sich trotz seiner hoffnungslosen Lage. Die Marinetruppen gingen in der Morgendämmerung gegen den Schuppen vor und sprengten die Türen mit Schmiedehämmern. Brown wehrte sich verzweifelt und erhielt schwere Verwundungen. Er wurde mit seinen wenigen Leuten, von denen nicht einer unverletzt war, gefangen genommen. Den Geiseln hatte er nicht ein Haar gekrümmt.

Die Abolitionisten wurden ins Gefängnis in Charlestown gebracht, und dort machte man Brown vor dem Kriegsgericht den Prozeß. Er verzichtete darauf, sich vor den Anhängern der Sklaverei zu rechtfertigen; die Stellung von Verteidigern durch seine Anhänger in den Nordstaaten erfolgte gegen seinen Willen. Brown erklärte, im Auftrage Gottes gehandelt zu haben und deshalb auch seine Tat vor keinem Menschen verteidigen zu wollen. Einen Geistlichen, der ihn im Gefängnis aufsuchte, fragte er, ob er ein Bekämpfer der Sklaverei sei, und als dieser mit „Nein“ antwortete, weigerte sich Brown, ihn anzuhören.

Das Schicksal der Abolitionisten konnte in Virginia nicht mehr fraglich sein, und Brown wurde als der Führer der „Banditen“ zum Tode durch den Strang verurteilt. Am 2. Dezember 1859 starb er in Charlestown durch Henkershand.

Er war von reinen Idealen beseelt und hatte nur in der Wahl seiner Mittel geirrt. Wären sein Handstreich auf Harpers Ferry und der Aufstand in Virginia geglückt, so würde er heute neben Lincoln als einer der Großen in der Geschichte Amerikas gefeiert werden.

Sein Tod war nicht vergeblich, denn er entfachte große Erbitterung bei den Gegnern der Sklaverei und trug viel zum Sieg der in abolitionistischem Sinne orientierten Republikaner bei der Präsidentenwahl bei. Der Norden wählte Abraham Lincoln, den eifrigsten Vorkämpfer der Sklavenbefreiung, zum Präsidenten. Zwei Monate später brach der Bürgerkrieg aus. Er endete mit der Abschaffung der Sklaverei.

—▫—

Oelbaum

Von Alfred Balte.

Sein Leben ist der Bescheidenheit geweiht. Wo man ihn hinpflanzt, da lebt er voll innerer Zufriedenheit: als Einsiedler auf einem steinigen Acker, oder mit vielen seiner Art auf langen kargen Bodenstrecken, zwischen anderen Bäumen oder allein.

Seine Blätter, fast immer grau vom Staube steiniger Straßen, und klein als wären sie verkümmert, decken ihn nur spärlich, wie das Gefieder eines etwas ungepflegten kranken fremden Vogels, der zwischen anderen schöneren Vögeln unbekümmert ein stilles Leben führt.

Sein Stamm ist knorrig und zerarbeitet, wie ein alter gebeugter Bauersmann mit runzligen Händen. Manchmal haben Jahre und Krankheiten das Mark herausgefressen, so daß er in seinen müden Biegungen ganz hohl daherwächst, auf kärgliche Stammreste wie auf verkrüppelte gichtige Füße gestützt.

Man sieht ihn fast nie jung, immer nur müde, zermorscht, verbraucht. Aber pflichtgetreu trägt er immer wieder Blätter und Früchte, spendet den Menschen einen Hauptteil ihrer Nahrung, und kann sich auch im höchsten Alter noch nicht zum Sterben entschließen, so lange er in zerfallenen Steinhütten Menschen um sich aufwachsen sieht, denen er durch seine Arbeit den schweren Kampf mit dem Hunger ein wenig erleichtern kann.

Er ruft nicht nach Pflege; wenn alle Jahre der Boden um seine Wurzeln ein wenig gelockert wird, ist es ihm genug. Still arbeitet und müht er sich um seine Früchte, Jahrzehnt um Jahrzehnt, bis er eines Tages morsch auseinanderbricht und als wärmendes Feuer noch zum letzten Mal jene Aermsten erfreut, denen er ein zuverlässiger Genosse in der Not des Lebens gewesen war.

Er ist der stille fleißige, der wahre Bescheidene, der am tiefsten Pflichtgetreue unter den Bäumen des Südens.

Der Fels von Sigiri

Von G. W. Deininger.

Mit einem Freunde und mit unserem singhalesischen Führer Satyamutri stand ich auf dem Plateau des heiligen Berges Samanala Kand, des Adamspiks. Wir bewunderten gebührend die von Gold und Juwelen umsäumte Riesenfußspur, die unser Vorfahre ein Jahrtausend lang auf einem Bein stehend und über den Verlust des Paradieses trauernd dort hinterlassen haben soll. Doch fesselnder als dieses Heiligtum der drei indischen Religionen war der Anblick des zu unseren Füßen liegenden Berglandes und des fruchtbaren Küstenstrichs, weit hinten umsäumt von den blauen Wogen des Golfs von Bengalen.

Satyamutri erkannte unser Verlangen, noch mehr der Wunder Ceylons zu sehen, und machte den Vorschlag, unseren Ausflug auf die Felsenburg von Sigiri auszudehnen; wir waren trotz geschwächter Reisekasse hiermit einverstanden.

So traf uns der andere Morgen auf dem Ritt durch die herrlichen fruchtbaren Täler der Neura Ellya zur Eisenbahnstation in Nawalapitura. Dort vertraute der Führer seine Pferde einem Freunde an, und wir fuhren nach Kandy, blieben die Nacht über in der Stadt und reisten am anderen Tage mit der Bahn nach Matala. Der Motoromnibus trug uns weiter nach Dambulla und dort hatten wir das Glück, einen Bekannten unseres Führers zu treffen, der uns für billiges Geld mit seiner zweirädrigen Karre zum achtzehn Kilometer entfernten „Hotel Sigiri“ brachte, einem einfachen aber sauberen Bungalow in menschenverlassener Einsamkeit.

Schon von weitem ragte, rotglühend im Schein der Abendsonne, der Felskegel von Sigiri, das Ziel unserer Reise und Erwartung, aus dem Dschungel hervor. Die rasch hereinbrechende Tropennacht verbot uns nach der Ankunft vor dem Bungalow die so sehnlich gewünschte sofortige Besteigung.

So saßen wir am Abend auf der Veranda des Hotels und ließen uns die Sage von der Entstehung der Felsenburg von Sigiri erzählen: „Einst vor sechzehn Jahrhunderten herrschte Mitta Sena, der Tamile, über das Reich von Anuradhapura. Da empörte sich Dhatu Sena, der Singhalese, gegen ihn, rief seine Landsleute zum Kampf und vertrieb den Tyrannen. Zum Dank wählten die Singhalesen Dhatu Sena zu ihrem König und lebten zwanzig Jahre lang glücklich unter seiner Regierung. Da brach das Verhängnis über den Herrscher herein. Er gab seine Tochter einem Neffen zur Frau und machte ihn zum Statthalter einer Provinz. Ein Zwist brach zwischen den Gatten aus; die Tochter des Königs wurde von ihrem Mann geschlagen. Diese Schmach brachte Dhatu Sena so in Wut, daß er zur Strafe seine Schwester, die Mutter des Uebeltäters, verbrennen ließ. Da zog der Neffe gegen den König, und dessen eigener Sohn, Kasyapa der Finstere, trat auf die Seite des Empörers. Sie besiegten den alten König, und als er sich weigerte, ihnen die Stelle zu zeigen, wo er seine Schätze verborgen hatte, ließ ihn der eigene Sohn geißeln und mit Ketten an die Mauer seines Gefängnisses fesseln. Dann wurde Dhatu Sena lebendig eingemauert. Aber Kasyapa sah sich nach seiner Schandtat von den meisten Anhängern verlassen; er wurde ein Geächteter, und sein Bruder schwur, den Vater an ihm zu rächen. Da flüchtete der Mörder mit einem Haufen von Abenteurern auf den Felsen von Sigiri, mitten im einsamen Dschungel. Er rodete das Land rings um sein kleines Reich, sprengte einen Steig in den Felsen und baute auf der Bergkuppe eine uneinnehmbare Festung. So saß er auf Sigiri, raubte und plünderte im ganzen Lande und zog sich in gefahrvollen Augenblicken auf seine Burg zurück. Die Bewohner der Umgebung gehorchten ihm und brachten aus Furcht um ihr Leben Nahrungsmittel nach Sigiri. Kasyapas Macht wuchs, die Schätze häuften sich in seinem Schloß. Da wurde er übermütig und trat seinem Bruder in offener Feldschlacht entgegen; er wurde geschlagen und nahm sich selbst das Leben. Seine Bande lief auseinander, und das Schloß von Sigiri verfiel.“ —

In der Frühe des nächsten Tages gingen wir zum Felsen, der Stätte dieser Sage, hinüber. Wir waren betroffen vom Anblick des unvermittelt aus dem Flachland senkrecht empor schießenden Kegels. Zuerst wollte es uns unmöglich erscheinen, diese glatten Wände zu erklettern, und wir erkannten die Uneinnehmbarkeit der Veste in einer Zeit, da noch keine Geschütze bekannt waren. An den überhängenden Stein geklebt, fanden wir schließlich eine gemauerte Treppe, die in mehreren Absätzen zwanzig Meter hoch in den Felsen führte. Von dort aus wand sich ein in den Stein gehauener Steig empor, immer wieder in Windungen zu schwindelnder Höhe führend. Nur ein Mann fand hier Platz, und ein Krieger hätte allein dem Ansturm eines ganzen Heeres standhalten können. Nach langer mühseliger Kletterei langten wir auf der flachen, zwei, drei Absätze bildenden Kuppe an. Ein uns überraschender Rundblick über das Flachland im Norden mit seinen endlos erscheinenden Dschungelwäldern, nirgends von menschlichen Siedelungen unterbrochen, belohnte uns. Weit drüben im Süden winkten die Umrisse der Neura Ellya zu uns herüber.

Wir suchten nach den Ruinen der Burg. Die Grundmauern standen noch, doch die Bogen und Hallen waren eingestürzt. Zwischen den Trümmern lag ein kleiner, düsterer Weiher, das „Bad der Königin“, von Lotosblumen umstanden. In nächster Nähe davon zeigte uns der Führer die Trümmer des großen Saales mit dem noch einsam stehenden schmucklosen Thronsessel aus rotem Granit. Von hier aus ließ sich die ganze Kuppe mit den Resten der inneren Befestigungsanlagen um den eigentlichen Palast und davor die Trümmer der Vorburg, der Behausung der Truppen und ihrer Familien überblicken. Kein Mensch außer uns belebte die Oede dieser Ruinenstätten, und doch war es mir, als schaute ich die Krieger die Mauern bewachen, die Handwerker an den Wänden kleben und neue Terrassen in schwindelnder Höhe bauen, um dem immer mehr anwachsenden Volk des Räuberkönigs neue Wohnungen auf dem engen Felsen zu schaffen.

Stundenlang kletterten wir über die Trümmer von Sigiri, immer wieder staunend über den eisernen Willen des Tyrannen, der hier auf dem nackten Felsen ein Wunder geschaffen hatte, ebenbürtig den größten Baudenkmälern der Welt.

Dann stiegen wir den schmalen Pfad wieder hinab. Jetzt erst fanden wir Gelegenheit, neue Sehenswürdigkeiten zu bewundern, die uns beim Hinweg verborgen geblieben waren. So sahen wir hier und da im Eruptivgestein tiefe Höhlen, und der Führer machte uns auf dortige Wandgemälde aufmerksam. Die Höhlen schienen aber vom Wege aus nicht erreichbar zu sein; nur zu einer von ihnen konnte uns Satyamutry einen halsbrecherischen Pfad zeigen. Wir kletterten hinüber und standen vor einem lebensfrischen Gemälde, das anscheinend eine Szene vom Hofe Kasyapas zeigte; die Königin umgeben von ihren Dienerinnen. Die gute Erhaltung der Fresken war erstaunlich, die Umrisse waren klar und lebendig, und die Gesichter zeigten noch die gelbe Farbe der Herrin und die dunkle Haut der tamilischen Sklavinnen. Wir tasteten uns wieder zum Weg hinüber und stiegen an anderen Gemälden, an Wohnhöhlen und Zisternen vorbei ins Flachland hinunter.

Am Nachmittag fuhren wir mit dem wartenden Karren nach Dambulla zurück und genossen noch lange auf dem Weg den Anblick des einsam ragenden Felsens von Sigiri.

—▫—

Prohibitions-Anekdoten

In dem Städtchen New Gilead erfreut sich der junge Arzt Dr. Philippson allgemeiner Beliebtheit bei jung und alt, bei arm und reich. Ist es doch öffentliches Geheimnis, daß man bei ihm für Geld und gute Worte jederzeit den beliebten Wiskyschein für die Apotheke erhalten kann. Auf diese Weise hat sein Patientenkreis derart zugenommen, daß der alteinsässige Arzt Dr. O' Connor nichts mehr zu tun hat und vor der übermächtigen Konkurrenz die Segel streichen das heißt seine Praxis aufgeben muß. Eines Tages fragt ein guter Freund den siegreichen jungen Arzt:

„Na, den alten Doktor hast Du ja ordentlich von der Weide getrieben; er hat sich sicher grollend in die Einsamkeit zurückgezogen. Aber sage mal, fürchtest Du Dich nicht vor der Möglichkeit daß er Dich eines Tages bei der Behörde denunzieren wird?“

„I wo, ganz im Gegenteil, aus Verzweiflung über meinen Sieg ist gerade er mein bester Kunde geworden!“

•

In einer Propagandaversammlung der Abstinenten in Tennessee vor der Trockenlegung erklärte der erhitzte Redner: „Nachdem ich Ihnen so über eine Stunde lang in der Theorie die Schäden des Alkohols vor Augen geführt habe, will ich Ihnen jetzt noch ein praktisches Expe-